



Glaubenssachen

Sonntag, 1. Oktober 2023, 08.40 Uhr

Alle Wege führen nach Rom und auch wieder zurück
Die Katholiken, der Papst und die Bischofssynode
Von Matthias Drobinski

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Eigentlich ist die Sache mit dem Livestream eine Kleinigkeit, wenn man bedenkt, um was es geht ab dem 4. Oktober in Rom. Da treffen sich alle Kardinäle, dazu kommen Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Kirche, sowie ausgewählte Frauen und Männer aus dem Kirchenvolk, insgesamt fast 450 Menschen zur großen Synodalversammlung. Sie beraten drei Wochen lang, wie es weitergehen soll mit der größten Glaubensgemeinschaft der Welt, der 1,4 Milliarden Menschen angehören.

Zu diskutieren gibt es genug. Wie soll die katholische Kirche im 21. Jahrhundert das Evangelium verkünden? Wie kann sie den Menschen nahe sein? Wie soll sie sich in einer Welt positionieren, in der die globalen Konflikte und Verteilungskämpfe zunehmen, und die Erderhitzung die Lebensgrundlage vieler Millionen Menschen bedroht? Wie soll sie auf den Skandal der sexualisierten Gewalt und ihrer Vertuschung reagieren? Soll sie ihr Priesteramt für Frauen öffnen oder verheiratete Männer, soll sie gelebte Homosexualität als gute Gabe Gottes anerkennen? Oder ist hier gerade der Gegensatz zum westlichen Liberalismus Kern und Erkennungsmerkmal des Katholischen?

Eine große Sache also, für die nun, in den Tagen vor dem Treffen, der größte Saal im Vatikan hergerichtet wird, die Audienzhalle, wo sich sonst tausende Pilger drängen, um den Papst zu sehen.

Kameras und Übertragungstechnik sind vorhanden. Da könnte man doch die Beratungen der Versammlung ins Internet übertragen, schlugen die Journalistinnen und Journalisten vor, die regelmäßig über den Vatikan berichten. Sie könnten dann die Vorträge und Debattenbeiträge live verfolgen, überhaupt alle Menschen, die es interessiert. Das Synodensekretariat schien zunächst aufgeschlossen zu sein. Doch dann machte Papst Franziskus klar, dass er überhaupt nichts von der Idee hält. Die Synode sei kein TV-Format und kein Parlament, sagte er, sondern eine religiöse Versammlung, ein geschützter Raum. So bleibt den Medienleuten die tägliche Pressekonferenz – und das, was schon immer Geschäft der Vaticanisti war: aus Hörensagen, Gerüchten, und offiziellen Statements sich ein einigermaßen wirklichkeitsnahes Bild des Geschehens zu machen.

Gegen die Enttäuschung der Medienschaffenden lässt sich einwenden, dass die Fensterreden einer live übertragenen Versammlung auch nicht die Wirklichkeit abbilden. Aber der Vorgang ist schon bezeichnend: Irgendwie offener wollen sie schon sein, die wichtigen Männer im Vatikan. Aber die Kontrollhoheit wollen sie doch behalten.

Zwei Jahre ist es nun her, dass Papst Franziskus das ehrgeizigste Projekt seiner Amtszeit auf den Weg gebracht hat: In einem weltweiten Synodalen Prozess sollen alle Gläubigen ihre Vorstellungen zur Zukunft der katholischen Kirche einbringen können, nicht nur die Bischöfe, Erzbischöfe, Kardinäle. Im Vorbereitungsdokument zu dieser Versammlung heißt es: »Genau dieser Weg der Synodalität ist das, was Gott sich von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet«.

Insgesamt drei Jahre soll dieser Prozess laufen, bis Oktober 2024. Im Jahr 2022 berieten die Gläubigen in den weltweit 4000 Diözesen. Dann gab es regionale und kontinentale Treffen – das für Europa war diesen Februar in Prag. Nun ist die Ebene der Weltkirche dran. Die Delegierten treffen sich in Rom zu einer ersten Phase der Beratungen. Die zweite, finale, folgt dann ein Jahr später wieder in Rom. Dann erst soll es um konkrete Beschlüsse gehen. Die gehen an Papst Franziskus. Und der

entscheidet, was mit den Dokumenten und Vorschlägen geschieht. So weit, so römisch-katholisch: Millionen Gläubige diskutieren, doch am Ende entscheidet der Papst.

Was ist das also, was da gerade in der katholischen Welt stattfindet? Die Revolution einer Kirche, die nach mehr als 30 Jahren unter den Päpsten Johannes Paul II. und Benedikt XVI. im Inneren erstarrt war? Oder, ein wenig kleiner, ein Innovationsprojekt, immerhin ein mutiger Weg, um den Kern des Katholisch-Christlichen neu zum Leuchten zu bringen? Oder ist das alles doch nur ein großer Bluff, um die große Unzufriedenheit in der katholischen Kirche zu kanalisieren und ihr die Veränderungskraft zu nehmen? Eine Beteiligungssimulation, wie es der Bonner katholische Kirchenrechtler Norbert Lüdecke formulierte - die nichts an der hierarchischen Verfassung dieser Kirche ändert? In merkwürdiger Weise ist dieser weltweite Synodale Prozess beides zugleich: Neuerung und Neuerungsverhinderung, Veränderung und Sicherung des Alten. Beides steht nebeneinander und verhakt sich doch ineinander in dieser Kirche, die unter vielfachem Veränderungsdruck steht. Die Weltwahrnehmungen der verschiedenen Strömungen erscheinen als kaum noch vereinbar, die feministische Theologin aus Westeuropa, der Kardinal aus Afrika, die Trump-Unterstützerin aus den USA und der Basisgemeinden-Christ aus Lateinamerika – sie können nur noch mit großer Mühe sagen, was sie im Glauben verbindet. Die katholische Kirche ringt um ihre Identität, besser: um ihre Identitäten.

Tatsächlich ist einiges an diesem Synodalen Prozess sehr neu, vor allem für die Bischöfe dieser Kirche. Unter Johannes Paul II. klagten viele Hirten über die Farce der regelmäßigen Bischofsversammlungen in Rom: Kontinentweise mussten die meist älteren Herren anreisen und wochenlang vorbereiteten Statements applaudieren, bei denen man froh sein konnte, wenn sie nur langweilig blieben und nicht ärgerlich wurden.

Das hat sich unter Franziskus geändert. In den nun mehr als zehn Jahren seiner Amtszeit geht es um drängende Themen, wenn die Bischöfe sich zur Synode treffen: um Familien, den Umgang mit Geschiedenen, um Sexualität und Homosexualität, um die Jugend, die Amazonasregion und die gefährdete Schöpfung, um den Umgang mit sexualisierter Gewalt. Zur Familiensynode in Rom wurden erstmals die Gläubigen per Fragebogen um ihre Meinung gebeten. Zur Amazonassynode kamen 17 Indigene aus der Region, sie und die insgesamt 35 Frauen unter den 283 Teilnehmenden brachten einen Hauch Diversität in die Synodenaula.

Der Synodale Prozess stellt nun den vorläufigen Höhepunkt der vatikanischen Gottesvolksbeteiligung dar. Von den 364 stimmberechtigten Mitgliedern sind 54 Frauen. Für die Organisation und Leitung der Synode ist mit Nathalie Becquart erstmals eine Frau mitverantwortlich. Das Vorbereitungsdokument für das Treffen, das sogenannte *Instrumentum Laboris*, entwirft das Bild einer Kirche, die sich von unten nach oben aufbaut, die offen und einladend ist und niemanden ausschließt.

Kennzeichnend sei „ihre Fähigkeit, mit Spannungen umzugehen, ohne von ihnen erdrückt zu werden“. Selbst, wenn man die Kirchenlyrik abzieht, die da erklingt, bleibt die Botschaft: Wir wollen hier ein ganz neues Miteinander auf den Weg bringen. Und doch ist schon jetzt die Enttäuschung derer zu spüren, die gehofft haben, dass dieser Prozess die Strukturen oder gar die Lehre der katholischen Kirche ändern würde – da hat das große Finale noch gar nicht begonnen. Die Spannung, die vor zwei

Jahren noch über der Eröffnungsveranstaltung in Rom lag, sie ist verfliegen. Der Historiker Volker Reinhardt spricht von einer „pseudodemokratischen Illusion“, die da im Vatikan vorgeführt werde; absolutistische Systeme liebten solche konsultativen Gremien, die ihnen „den dringend erwünschten Anschein von Akzeptanz von unten und damit der Legitimität“ brächten. Die Erfahrungen mit früheren Bischofssynoden geben dieser Skepsis recht: Den offenen Debatten in der Familiensynode folgte ein päpstlicher Text, in dem die wenigen Neuerungen in den Fußnoten versteckt waren. Das Votum der Amazonas-Synode, in Notlagen auch bewährte verheiratete Männer zu Priestern zu weihen, ignorierte Franziskus. Und die große Versammlung zum Kinderschutz formulierte zwar 2019 strenge Regeln zum Umgang mit sexuellem Missbrauch – Betroffene beklagen aber auch heute, dass sie nicht umgesetzt werden; bei der jetzigen Weltsynode sind Betroffene der Gewalt offiziell nicht vertreten. Und auch die Verantwortlichen betreiben vor dem Beginn der Beratungen Erwartungsmanagement. So sagt der Luxemburger Kardinal Jean-Claude Hollerich, als Generalrelator zuständig für die Themenauswahl der Synode: „Es ist keine Synode über Priesterweihe, Diakonenweihe der Frauen. Es ist keine Synode über Homosexualität. Es ist eine Synode über Synodalität“. Und die Entscheidungsgewalt bliebe auf jeden Fall bei den Bischöfen.

So wie in Deutschland jedenfalls soll es auf keinen Fall werden, heißt es immer wieder in Rom. So, wie beim fast genauso klingenden Synodalen Weg, bei dem die deutschen Bischöfe und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken über drei Jahre hinweg um Reformen rangen, vom Papst und der Kurie mit äußerstem Misstrauen beäugt. Dort ging es um Konsequenzen aus der 2018 vorgestellten großen Missbrauchsstudie, die systemische Mängel im Umgang mit sexualisierter Gewalt offenbarte. Es ging sehr konkret um Machtstrukturen in der Kirche, um die Bewertung von Sexualität und Homosexualität, die Forderungen nach einem Ende des Pflichtzölibats, und die Weihe von Frauen. Am Ende standen für die Reformer viele schmerzhaft Kompromisse, um den offenen Bruch mit dem Papst zu vermeiden; aus konservativ-römischer Sicht jedoch stehen die Deutschen seitdem am Rande der Kirchenspaltung. Wie verschieden die Mentalitäten der beiden Prozesse sind, zeigen zwei Szenen: Im Januar 2020, zu Beginn des deutschen Synodalen Weges, stand Mara Klein auf und erklärte, dass sie sich als nonbinäre Person nicht sicher fühle in dieser Kirche – ein Realitätsschock für manchen der geistlichen Herren im Raum. Im Herbst 2021, zu Beginn der Konsultationen in Rom, zeigte ein Video aus Australien fröhliche katholische Eltern. Und eine junge Frau aus Südafrika erzählte, wie ihre Gemeinde sie stützte, als ihr die Eierstöcke entfernt werden mussten. Eine heile katholische Welt, deren einzige Zumutung für zölibatäre Kleriker darin besteht, etwas über Eierstöcke hören zu müssen.

Verständlich, dass da viele im Vatikan erschrecken, wenn sie sehen, was in Deutschland diskutiert und dann noch per Abstimmung entschieden wird. Verständlich, dass der Papst den konservativen Passauer Bischof Stefan Oster als Delegierten nachnominiert hat – einen, der den deutschen Synodalen Weg mit Skepsis begleitet hat.

Die Vorstellung, die Papst Franziskus von einer synodalen Kirche hat, unterscheidet sich grundlegend von der des deutschen Synodalen Weges. Für Franziskus werden innerkirchliche Meinungsverschiedenheiten und Zielkonflikte nicht im Wettbewerb der

Argumente ausgetragen, in konfrontativen Debatten, die dann irgendwann zu Kompromissen führen, mit denen die Beteiligten leben können. Für den Jesuiten-Papst heben sich solche Gegensätze auf einer höheren Ebene auf; zu ihr gelangt man über einen geistlichen Prozess. Im Licht des Glaubens wandeln sich vermeintliche Gegensätze in neue Wahrheiten und Realitäten, geschieht die *coincidentia oppositorum*, der Zusammenfall der Gegensätze.

„Die Zeit ist wichtiger als der Raum“, schreibt Franziskus in seiner Programmschrift „*Evangelii Gaudium*“, kurz nach seiner Wahl zum Papst. Die Wahrheit liegt also im Prozess, weniger im Ergebnis. Der Wunsch der deutschen und westeuropäischen Reformer nach klaren Beschlüssen, nach messbaren, in demokratischen Prozessen abgesicherten Veränderungen gerade in den innerkirchlich symbolträchtigen Themen ist Papst Franziskus fremd, ist Teil einer abzulehnenden Verweltlichung der Kirche. Seine immer wiederkehrenden Äußerungen, die Kirche sei nun mal keine Demokratie, haben hier ihren Ursprung. Auch die Geringschätzung institutioneller Veränderungen, die bis hin zur Institutionenverachtung geht und die viele zur Verzweiflung treibt, die auf eine Reform der letztlich immer noch frühneuzeitlichen Strukturen der Kurie, der Kirchenverwaltung in Rom drängen.

Das Uneindeutige, das Prozesshafte hat seinen eigenen Wert – diese Maxime unterscheidet Franziskus von seinen Vorgängern Johannes Paul II. und Benedikt XVI., die mit all ihrer Macht versuchten, die katholische Kirche einheitlich und eindeutig zu machen, Glaubenssätze festzulegen, Abweichler zu bestrafen. Im Grunde ist das ein kluger Gedanke: Die katholische Kirche wird lernen müssen, Uneindeutiges auszuhalten, Widersprüchliches zu integrieren, in Prozessen statt in Definitionen zu denken. Und es braucht die Umkehr der Herzen viel mehr als die Reform der Strukturen. Doch wenn sich eine über Jahrhunderte autoritär und hierarchisch geführte Institution in ein neues Zeitalter aufmacht, dann braucht es einen Hierarchen, den Papst, der klar sagt: Ich will die Veränderung. Sonst hilft die Uneindeutigkeit denen, die möglichst nichts verändern wollen.

Und tatsächlich sind die Konservativen in der Kirche im Laufe von Papst Franziskus Amtszeit stärker geworden. Als Jorge Mario Bergoglio im März 2013 auf die Loggia des Petersdoms trat und der wartenden Menge schlicht einen guten Abend wünschte, da wirkten die alten, konservativen Eliten in der Kurie und der Weltkirche geschockt und geradezu paralytisch. Mehr als dreißig Jahre lang waren sie gewohnt, dass die jeweiligen Päpste auf ihrer Seite standen – da mussten sie gar nicht argumentieren, es genügte, an die Papsttreue zu appellieren, und schon waren die noch so klugen Argumente der anderen vom Tisch. Auf der ersten Familiensynode 2014 wurden sie dann regelrecht überrumpelt von den Reformern. Gerade noch in letzter Minute verhinderten sie per Sperrminorität die aus ihrer Sicht zu weit gehenden Formulierungen im Abschlussdokument.

Doch längst haben sie gelernt, ihre Interessen zu vertreten. Sie haben sich organisiert und treten so professionell wie aggressiv auf; sie drängen den Papst und seine Unterstützer immer wieder in die Defensive. Sie sind in den USA entschiedene Anhänger des gewesenen Präsidenten Donald Trump, weil sie dessen Kampf gegen liberale Abtreibungsregelungen unterstützten. Sie sehen sich in Afrika einem radikalen Islamismus gegenüber, der aus Frauenverachtung und aggressiver Homophobie seine politische Kraft zieht. Sie sind in Osteuropa Teil einer identitätspolitisch aufgeladenen

Christlichkeit, die sich bewusst abgrenzt von der angeblich westlichen Dekadenz, der Libertinage, dem Relativismus. Es sind weltweit diese identitären Konzepte des Katholizismus stärker geworden. Sie haben in den emeritierten Kurienkardinälen Raymond Leo Burke aus den USA und Robert Sarah aus Guinea ihre prominentesten Unterstützer. Gerade erst hat Burke das Vorwort zu einem Buch beige-steuert, in dem eine reaktionär-katholische Gruppe erklärt, bei der bevorstehenden Synode drohe der Ausverkauf des Katholizismus an den Zeitgeist.

So etwas zeigt Wirkung. Nicht, weil Franziskus die Argumente der Reaktionären einfach übernehmen würde, obwohl er in den innerkirchlichen Debatten wesentlich konservativer ist, als viele denken. Franziskus sieht vor allem die Einheit der katholischen Weltkirche in Gefahr – durch die Reaktionäre wie durch die allzu forschen Reformer. Es könne weder Kardinal Sarah noch der deutsche Synodale Weg den Weg der Weltkirche bestimmen, erklärte Franziskus im Vorfeld der Synode. Was ausgewogen klingt, trifft jedoch vor allem die Reformer. Schließlich wollen sie etwas verändern. Den anderen genügt es ja, wenn alles bleibt, wie es ist.

So dürfte der Synodale Prozess eher so etwas werden wie ein innerbetrieblicher Verbesserungsprozess in einem patriarchal geführten Familienunternehmen: Alle Angestellten und die Abteilungsleiter machen Vorschläge, wie Arbeitsabläufe und Betriebsklima zu verbessern wären – und am Ende entscheidet der Chef, was er davon übernimmt und was nicht. Das wird alle enttäuschen, die konkrete Reformen in der katholischen Kirche wünschen, die auf echte Teilhabe an Entscheidungen hoffen, vielleicht sogar so etwas wie eine Kontrolle und Rechenschaftspflicht. Es wird fromme Lyrik vom Glaubenssinn des Gottesvolkes geben, und dass jeder Mensch seinen Platz in dieser Kirche haben soll. An der patriarchal-hierarchischen Verfassung dieser Kirche aber wird sich erst einmal nichts ändern.

Und doch ist das vielleicht nicht die ganze Wahrheit. Prozesse verändern die Wirklichkeit, indem es sie gibt, auch wenn sie manchmal nicht die gewünschten Ergebnisse bringen – da hat Papst Franziskus recht.

In den kommenden drei Wochen werden in Rom Frauen für ihre Rechte eintreten, werden nicht-Kleriker das Meinungs-Monopol der Bischöfe durchbrechen, werden Katholikinnen und Katholiken hinhören: Wer hat denn da die besseren Argumente? Wohin das alles dann führt, wird vielleicht gar nicht mehr dieser erratische Papst Franziskus entscheiden, der Reformer und Reformverhinderer in einer Person ist. Als der Synodale Prozess startete, strahlte der Papst noch Tatkraft und Optimismus aus – er ist seitdem erkennbar älter geworden. Wenn das Projekt Ende Oktober 2024 endet, wird Franziskus fast 87 Jahre alt sein, ein Papst am Ende seines Pontifikats. Sein Nachfolger kann dann die Türen durchschreiten, die Franziskus geöffnet hat, und den Konflikt mit den Konservativen wagen. Oder sie wieder zuschlagen – und den Auszug des Kirchenvolks riskieren, das verschlossene Türen nicht mehr akzeptiert.

* * *

Zum Autor:

Matthias Drobinski, Publizist; Redakteur bei der christlichen Wochenzeitschrift Publik-Forum; sein Themenschwerpunkt: Religion und Kirche